Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 36

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-640608

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 36 — 1917 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 8. September

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Fahne.*)

Von Konrad Bänninger.

Uns peitschten wache Nächte schlummerschwer.
— Heut gilt es noch! Wir fassen Preis und Ehr!
Die Offiziere flöteten uns hell,
doch war es dumpf, verschlossen murrt der Quell.
Es stürmten Wiesengründe sonnenhaft —
wir zogen schwarz, veraltet, müder Saft.
Tot lag uns das Gewehr auf schlaffen Knochen,
o allen uns, verworfen und zerbrochen.

Gerichtet! gellt es in die Kompanie —
Wir stießen leer, wir glotzten, breites Vieh.
Aufbrüllt der Takt, wir ließen uns entrollen,
von lauter Schmerzen peinlich überschwollen.
Die Eisenflügel rauschten matt und träg:
die Welt ist kalt, und jedes Glück ist schräg.
Ungläubig trafen uns die Hellfanfaren:
o seid zermürbt, die ihr uns schwingt zu Paaren!

Es wogt der Marsch mit wichtiger Gebärde,
erdröhnend sang die aufgescheuchte Erde:
von Beinen flimmert hin ein Taumelfluß —
wir regten uns, o schneidender Genuß,
getreu im Hieb der aufgedrungnen Weisen,
und klirrend schwang am Schenkel uns das Eisen.
— Entrafft! Die steilen Obersten da vorn!
Nun stapft mit Schwung, und nehmt euch scharf aufs Korn!

Mein Blick bricht auf, dringt in die sanfte Weite.
Was stürzt heran? Es krampft am Holz die Faust.
Dort wogt die rote Fahne mir zur Seite,
und jede Muskeltiefe reißt und saust.
Musik verschwillt dahin in leeren Lauten
vor ihrer Flattertöne zarten Flauten.
Der Oberst blinkt, sie streift ihm ans Gesicht:
es brennt die Welt ein einzig Feuerlicht.

Verströmend zittr' ich hin. Bist du verschwunden?
Verbrannt die Augen, heiße Tränenwunden,
und steinern wächst mein Hals hervor, hervor,
o schönes Kreuz, du heiliges Empor!
Ich war allein, nun jauchzen tausend Jahre
aus deinem Schein, und Väter ragen auf
mit hellem Ton und reinem Silberhaare:
Das Tal erblüht von ihrem Riesenlauf!

Du Feuerwelle, heißgeliebter Stern,
o glühend walle! Mir im tiefsten Kern
hast du zerbrochen Groll und dunkle Schande:
Verrätrisch kauert ich im Vaterlande.
Mild überschwebst du meine Lethargie —
du glänzest still, du winkst: steh auf und sieh!
Hinbraust das Heer in ungeheuren Ballen
und jeder hat an dir ein Wohlgefallen.

*) „Aus Konrad Bänninger, Stille Soldaten". Schriften für Schweizer Art und Kunst, Heft 68. Verlag von Rascher & Cie. in Zürich. Diese Gedichte gehören zum Besten, was die Grenzbesetzungsepoche bis heute in der schweizerischen schönen Literatur hervorgebracht hat. Das Erleben unserer Soldaten ist hier von einem starken poetischen Temperament geschaut und in kraftvolle, und zugleich weiche Formen gegossen. Jedes einzelne dieser Gedichte ist eine runde poetische Leistung und verdient es, daß es durch das Büchlein unserer Literatur bleibend erhalten werde. H. B.

Er und Sie und das Paradies.

22

Roman von Lisa Wenger.

Daß er sich hütete, Bianchi auch nur einen Blick in seine Unruhe tun zu lassen, war natürlich. Wer kümmerte sich sonst um ihn? Jeder steht allein... Wenn er doch die Verse nie gehört hätte. Sie redeten laut von dem, was ihn quälte, und er wollte es begraben, zertreten, er wollte den Weg gehen, den er sich vorgenommen. Und was tat es denn, daß er innerlich arm geworden? Lis liebte ihn, und seine Schultern waren stark genug, die Bürde, die er auf sich genommen, zu tragen. An allen Straßenecken klebten die gelben Zettel: Lohengrin, Herr Martin Born. Wie in einem Bienenhaus ging es ein und aus im Theater. Große Plakate hingen neben der Kasse: Sperrsitz, ausverkauft. Erster Rang, Galerie, ausverkauft. Händler mit wollenen Halstüchern und Schirmmützen boten einzelne Plätze an. Dienstmädchen holten Nummern, Blumenmädchen und Schokoladenverkäufer siedelten sich an und machten bei den Wartenden gute Geschäfte. In den Blumenläden der Stadt hingen mächtige Kränze mit großen Schleifen und goldenen Buchstaben, die alle den Namen des aufsteigenden Gestirns trugen.

Sorella hatte schwere Tage. Ihr Cesare fuhr herum wie ein Wirbelwind, außer sich vor Angst und Erwartung. Ein neuer Frack lag auf dem Stuhl. Ob er paßte, wußte weder der Meister, noch sein Schneider, denn Bianchi hatte um keinen Preis eine Anprobe gestattet. Die Kravatte lag in Seidenpapier eingewickelt auf dem Tisch, und die Lackschuhe standen bereit.

„Seit Jahren warte ich nun auf diesen Augenblick, Sorella. Ist er es wert, daß ich gewartet habe? Sind es die Ereignisse des Lebens überhaupt wert, daß man auf sie wartet? Wenn der Kerl Fiasko machte? Sorella, wenn die Angst ihn packte? Es ist vorgekommen, ich habe es erlebt, daß einer beim ersten Auftreten sozusagen blödsinnig wurde und nicht mehr wußte, was er sagte. Sorella, ich..."

„Ach, Cesare, sei doch ruhig. Martin Born ist kein Anfänger, wenn er auch anfängt. Er ist seiner Sache sicherer Mann. Ein ernster, reifer Künstler oder Mensch. Du kannst dich auf ihn verlassen."

Bianchi stürzte sich auf seine Schwester und umarmte sie.

„Du rettest mich, Sorellettchen, du gibst mich dem Leben zurück. Der Kerl... der Kerl... Ich wollte, morgen wäre vorüber. Ich habe Angst wie ein Konfirmand, ja, wie eine weißgekleidete, unschuldige Braut, kann ich dir sagen. Fluchen kann ich auch nicht mehr. Es fällt mir kein Wort ein, das mich kräftigen könnte." Er stützte den Kopf mit beiden Fäusten. „Er singt es wunderbar, sein Abschiedslied, mit einem Schmelz, mit einem Klang, nein, einer Innigkeit... Sorella, wenn's gelingt! Ich heule laut, und du darfst dich meiner nicht schämen. Und sämtlichen Kastanienbratern der Stadt lasse ich ein neues Gewand machen, hörst du, Sorella, allen. Es wäre ein Glück, ich glaube..."

„Cesare, sei doch ruhig. Wie willst du denn heute nacht schlafen? Du darfst mir nicht krank werden. Wen habe ich außer dir? Ruiniere dich nicht mutwillig."

„Du hast recht. Ich nehme mich zusammen und gehe zu Martin. Vielleicht macht mich das ruhig." Er nahm Hut und Mantel und ging. Sorella hatte ihm rasch ein Brausepulver gemischt, das trank er oben auf der Treppe. „Nichts Gebackenes heute abend, kein Fleisch, Früchte aus meinem herrlichen Vaterland, Sorella, bitte. Gute Nacht, meine Königin."

Als er in dem breiten Haus, in dem Martin wohnte, die Treppe hinaufkeuchte, hörte er singen. So ruhig, so gleichmäßig, als stehe dem Sänger nicht der Eingang in ein Künstlerleben und Glück bevor, wie es selten Irdischen beschieden ist. Martin übte. Bianchi hörte deutlich, daß er Uebungen mit dem Spiegel vorgenommen hatte. Jetzt, am Abend vor seinem ersten Auftreten. Bianchi wurde plötzlich ruhig. Da war keine Gefahr. Martins durfte er sicher sein. so sang keiner, der auf der Bühne den Kopf verlor. Als er eintrat, stand Martin am Flügel, Lis lag in einem Lehnstuhl, den Kopf zurückgelehnt, und spielte mit einer roten Nelke.

„Ich grüße die Muse des Sängers," rief Bianchi in seinem gewöhnlichen Ton, denn er war wieder er selber.

„Ich habe kommen müssen, ich habe dich sehen müssen, der du meine Hoffnung und meine größte Freude trägst. Wird es gelingen, göttlicher Aar, oder werde ich mit Leid in die Grube fahren müssen?"

„Ich bin voll Zuversicht, Meister," sagte Martin. „Ich bin bei Stimme. Ich kenne mein Libretto, gesanglich werde ich kaum von heute auf morgen abnehmen, die Mimik haben Sie nicht getadelt — ich wüßte nicht, warum die Vorstellung mißlingen sollte."

„Und das Lampenfieber, Unglücksmensch? Vergissest du das?"

„Ich werde ruhig sein, ich weiß, daß ich es sein werde. Lis, ich bitte dich, uns Wein besorgen zu wollen, du kennst des Meisters Geschmack." Lis nickte und ging hinaus.

Sie war still und nachdenklich heute abend. Das große Ereignis beschwerte sie, und sie bekam Herzklopfen, wenn sie nur an den morgigen Abend dachte. Es war ihr, als betrete sie mit Martin ein Schiff, das sie in unbekannte Welten tragen sollte. Sie freute sich auf die Reise, und dennoch graute ihr. Sie zählte die Stunden, konnte nichts arbeiten, nichts denken, und stand wie ein Schütze, der nur sein Ziel vor sich sieht. Bei weitem nicht so ruhig wie Martin fragte sie ihn alle Augenblicke, ob er auch alles gut auswendig wisse, ob er die schwierige Stelle, er wisse ja welche, auch richtig treffen werde. Angstvoll, wie ein unsicheres Kind, machte sie ihn auf alles mögliche aufmerksam. Wollte aber nicht ruhen und sich hinlegen, sondern lief von einem Zimmer ins andere, ordnete an den Blumen und Kissen und Decken herum, zog die Vorhänge zu und wieder auf und setzte sich endlich ermüdet zu Martin, als der Meister kam.

Der Wein wurde gebracht. Corton, der alles Feuer Südfrankreichs barg. Man stieß an, aber es faßte niemand in Worte, was er dachte und wünschte. Der Meister blieb still, wurde aber ruhiger. Er schalt nicht, ermahnte nicht, bat nicht, und trug die Bürde seiner Erwartung und Hoffnung mit einer fast rührender Geduld. Nach einer Stunde verabschiedete er sich, hielt Martins Hand fest und drückte sie mit einer Kraft, die niemand den mageren Fingern zugetraut hätte.

Als der Meister fort war, schrieb Martin an Sepp, von dem Mutter Marei geschrieben, daß er schwach und matt werde. Lis ging zu Bett.

Draußen lagen Nebel über dem Wasser. Die vielen verschleierten Lichter sahen aus, wie ferne Verheißungen. Man hörte den Pfiff des letzten Dampfschiffes, Autohupen, Tramglocken, das Ausrufen der Zeitungen, das Klappern von Pferdehufen, und unter dem Zusammenklang aller dieser Disharmonien schlief Lis ein, dem Tag des Triumpfes entgegen...

Es war sieben Uhr abends. Alle Lichter brannten in Lis' Zimmer. Auf den Tischen, den Stühlen, auf dem Bett und den Lehnstühlen lagen Teile von den Kunstwerken, die die Schneiderin gesandt hatte. Frau Mary betrachtete Lis, und das Mädchen kniete neben ihr und zupfte und glättete an ihr herum.

„Du siehst aus wie eine Orchidee, die ich einstmals im Treibhaus gesehen," sagte Mary schmeichelnd zu dem schönen jungen Wesen, das vor Erregung brannte. „Jetzt den Mantel." Das goldfarbene, federleichte Gebilde wurde Lis um die Schultern gelegt. Es läutete. Das Mädchen ging hinaus.

„Diese Blumen und das Paketchen sind für Frau Born abgegeben worden," meldete das Mädchen. Die Blumen waren von seltsamer Form. Sie sahen aus wie Schmetter-

linge an schwanken Zweigen. In den Bauerngärten mochte man sie da und dort noch antreffen. Sie hatten genau die Farbe von Lis' zartlila Kleid. Lis öffnete das Paketchen und fand auf dunkelgrünem Samt eine herrliche Vorsteckнadel gebettet, eine Reihe von Diamanten. In der Mitte hing ein großer Stein in der Form eines Regentropfens. Mary sah Lis an.

„Von wem," fragte sie atemlos.

„Ich weiß es nicht."

„Lies doch den Brief." Lis las die Unterschrift. „Hate van Andel," rief sie. Dann las sie laut: „Darf ich Ihnen eine Freude machen? Ach bitte, ja. Ich hasse Schmuck, ja ich hasse ihn. Was soll ich damit? Denken Sie, ich hätte Ihnen Tautropfen geschenkt. Nicht wahr, Sie tragen die Nadel am Ehrentag Meister Martin Borns? Ich bitte Sie darum. Hate van Andel."

„Du kannst lachen," sagte Mary. Lis sah starr vor Entzücken auf die Steine in ihrer Hand.

„Und ich fand Hate langweilig," sagte sie. „Nun schenkt sie mir das. Ich wollte, ich hätte es nicht gedacht. Und ich wollte, ich hätte das andere nicht gekauft. Ich weiß gar nicht, wie ich es Martin sagen soll."

„Ach was, es findet sich schon der rechte Augenblick."

„Steck mir die Nadel an, bitte. Sie strich zärtlich über die sprühenden Steine. „Wir müssen fort, es eilt."

„Bewahre," lachte Mary, der das Theater nichts Neues bot. „Es ist noch Zeit genug."

Aber bald stand das Auto vor der Türe, das Lis zu früh bestellt hatte. Martin war längst fort. Lis sollte Sorella und Bianchi abholen, es war ihnen eine der Prozeniumslogen zur Verfügung gestellt worden.

Endlos erschien Lis die Fahrt. Endlos meinte sie vor des Meisters Haus gewartet zu haben. Endlich kam er mit seiner Schwester. Er war gelb und hatte tief unterhölte Augen. Er habe nicht geschlafen, sagte er nebenbei.

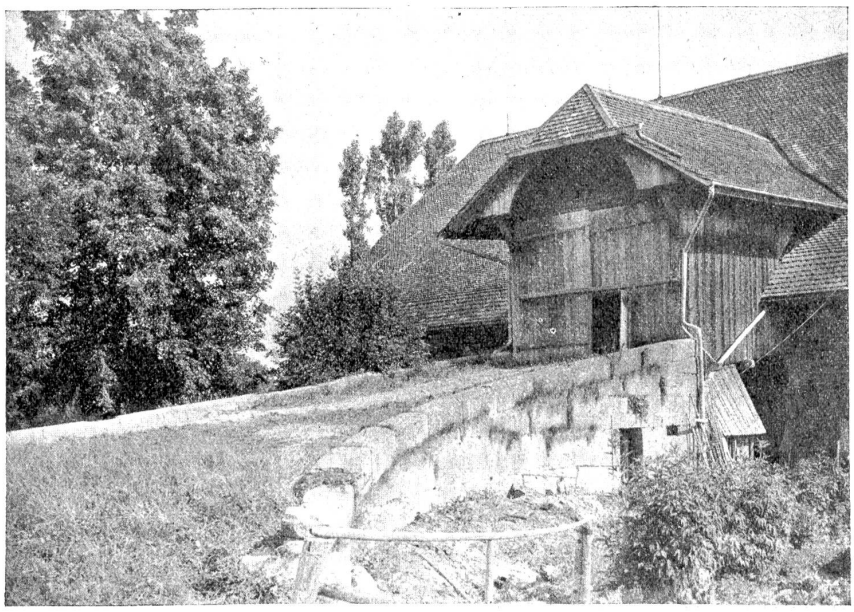
„Ist er bei Stimme? Ist er ruhig?" fragte der Meister hastig.

„Ganz ruhig," sagte Lis. „Er hat heute morgen gesungen, nie, nie so schön wie heute. Beinahe hätte ich geweint." Aber sie lachte im gleichen Augenblick. „Sehen Sie, Sorella, was Hate van Andel mir gesandt," sagte sie glücklich und deutete auf die Nadel am Ausschnitt ihres Kleides. Es war nicht hell im Wagen, aber da und dort, wenn man an einer Laterne vorüberfuhr, blitzten die Diamanten.

„Sie sagte es mir, daß sie Ihnen mit dem Schmuck eine Freude machen wolle," sagte Sorella. „Nehmen Sie ihn ruhig an, Hate trägt ihn nie."

„Das ist eigentlich merkwürdig," sagte Lis nachdenklich. „Aber es paßt zu ihr."

Wagen um Wagen rollten die Straße hinunter. Autos flogen vorbei. Damen in hellen Kleidern und bunten Mänteln saßen darin. Fußgänger füllten die Wege, die zum Theater führten, die Menge staute sich auf dem großen Platz vor der Oper. Sie reckten die Hälse, wenn wieder eine Dame ausstieg und es von Seide knisterte, oder wenn ein weißer, blauer oder rosa Atlasschuh den Teppich betrat, der zum Eingang führte.



Einfahrt im obern Bauernhof beim Morillon, Bern. (Phot. J. Stump, Bern.)

Ein poetischer Winkel diese Einfahrtsecke, zumal wenn Sonntagsfriede und heller Sonnenschein hier lagern, oder wenn das Abendlüftchen in den mächtigen Baumkronen rauscht. Bedeutungsvoll bewacht das Tor der Einfahrt die Räume, die die Ernteschätze des Sommers bergen. Pappel und Blitzableiter halten in lauter Gewitternacht das Unheil von ihnen fern.

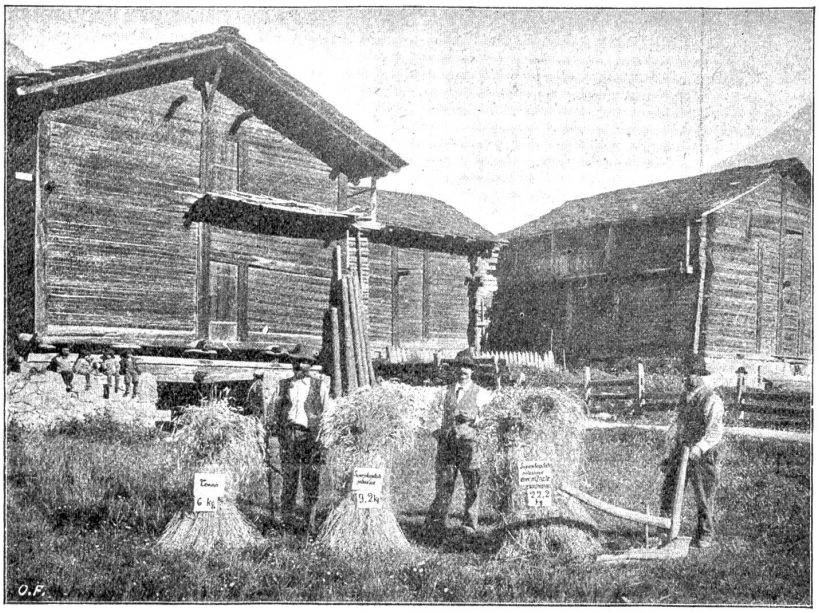
Bianchis Auto hielt. Er stieg zuerst aus. „Das ist der Meister, das ist der Bianchi," flüsterte es rings umher. „Der hat ihn ausgebildet," wußte ein Student. „Die Frau im Lilakleid ist dem Martin Born seine," rief eine kleine Person den andern zu und reckte sich, um besser zu sehen. Es ging wie ein Lauffeuer durch die Menschengruppe. „O, die ist schön," rief eine Frau. „Und die Diamanten, sieh, im Haar und am Hals." „Der muß Geld verdienen," knirrschte einer. „Er muß ja erst anfangen," meinte ein Bedächtiger. „Es werden falsche sein." Ein anderer Wagen fuhr vor.

Oben an der steinernen Treppe öffnete ein Bedienter die Türe. Er erkannte Bianchi und verbeugte sich tief.

„Nummer fünf. Den Theaterzettel. Das Glas. Und nehmen Sie den Damen die Mäntel ab," befahl der Meister im Ankleideraum der Bedienerin. „Und während der Akte will ich nicht gestört werden. Unter keinen Umständen."

Lis betrat die Loge. Sie zitterte vor Aufregung, als sie in den noch spärlich beleuchteten Raum hinuntersah. Es war ihr ängstlich, feierlich, glücklich und erwartungsvoll zumute. Sorella und sie setzten sich auf die vorderen Plätze, Bianchi blieb im Hintergrund.

Schon lebte es auf der Galerie, regte es sich unten. Türen fingen an, auf- und zuzugehen. Bald wimmelte es von Platzesuchenden. Die Logen waren noch schwach besetzt, doch öffnete sich da und dort eine Türe, und helle Lichtblitze fuhren über das Gold des Balkons. Programme wurden feil geboten, Erfrischungen, Konfektionsschachteln, Blumen.



Felddüngungsversuch auf Gerste in Orsières (Wallis).

„Wie ist es Ihnen zumute, liebe kleine Frau?“ fragte Sorella und nahm liebevoll Lis' Hand in die ihre.

„Fast ist mir schwindlig vor Glück,“ flüsterte Lis. „Ich kann es nicht glauben, daß der Tag gekommen sein soll, auf den ich mich so lange gefreut habe. Ich kann es nicht verstehen, daß Martin es sein soll, dem dieser Abend gilt. Und daß ich dasitze und wirklich lebe, oder es überlebe. Es ist wunderbar.“ Sorella lächelte.

„Das Beste ist, daß wir für Martin Born nicht bange zu sein brauchen, er ist seiner Sache so sicher. Wissen Sie, daß Sie auf Ihren Martin recht stolz sein können?“

„O, natürlich weiß ich das. Ich bin es auch.“

„Ich meine nicht nur auf seine Stimme,“ sagte Sorella. Aber Lis wurde in Anspruch genommen. Mary, die sich unten von ihrer Freundin getrennt hatte, winkte ihr in auffallender Weise aus ihrer Loge zu. Neben ihr stand Oriol, elegant aussehend in seiner weit ausgeschnittenen Weste und dem tadellosen Frack. Er hielt sein Glas in der Hand und richtete es, so oft er es sich erlauben durfte, auf Lis.

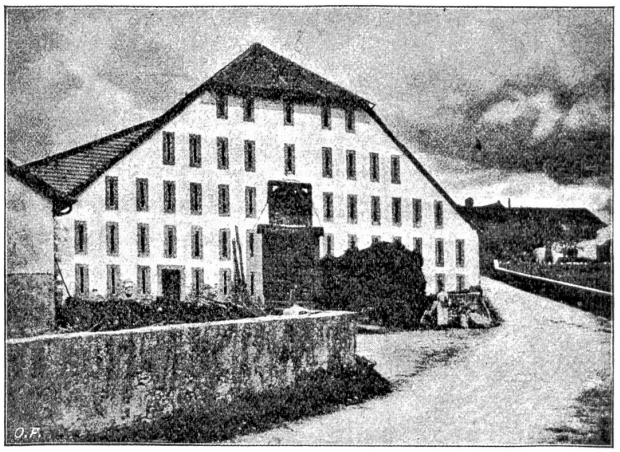
Die Loge der Schauspieler war dicht gedrängt. Die Galerie war Kopf an Kopf besetzt. Es war ein Gewirr und Gezappel von Armen und Händen und Köpfen und ein Drängen und sich Stoßen, auch war es heiß und dunstig, und alles schwatzte, lachte und kochte vor Erwartung und Neugierde.

Langsam füllten sich nun auch die Logen, der Balkon, die Sperrsitze. Es war große Toilette gemacht worden, die schönen Arme und Nacken der Damen schimmerten zart aus den bunten Seidenkleidern, die hellen und dunkeln Haare trugen reichen Schmuck, die schwarzen Fräcke bildeten den vorteilhaften Hintergrund, von dem sich die farbigen Flecke der Kleider reizend malerisch abhoben. (Forts. folgt.)

Die Getreideproduktion und Brotversorgung der Schweiz. (2)

Von Dr. J. Wirz. Zürich 1917. Orell Füßli. Zweite erweiterte Auflage. Besprochen von Alfr. Fankhauser.

Der Getreidebau in den Alpentälern war im Mittelalter ungleich wichtiger als heute. In den zahlreichen Urkunden über Vergabungen treffen wir eine weit größere Anzahl vererbte, vertauschte oder verschenkte Aecker als Matten. Gülten, Urteile, Reisebeschreibungen bezeugen die gleiche Tatsache. Ein Obwaldnergetreidenauen regulierte den Kornpreis des Luzernermarktes. Der Getreidezehnt als der der wichtigste bestand in den meisten Alpengebieten. Allein im Spätmittelalter, als die Alpentäler mit den Vorlanden mehr und mehr zu einer Wirtschaftseinheit zusammenwuchsen, verschwand der Getreidebau mehr und mehr. Man hört, wie einzelne Gemeinden, weil sie kein Korn mehr bauten und infolgedessen ihren Geistlichen weder einen Zehnt schuldig wurden noch ihn bezahlten, die Abgabe ersetzten durch Weidrechte und bare Summen, um tüchtige Geistliche an sich zu fesseln. Die Veränderung der Wirtschaftsweise geht wohl einmal zurück auf die allmähliche Befreiung des Bodens von den Grundlasten, (mit der politischen Befreiung) und die damit verbundene Möglichkeit zur freien Benutzung der Grundstücke. Hauptgrund wird aber die Oeffnung des Verkehrs mit bessern Getreidegegenden sein, die den rauhen Gebirgsländern billigeres Brot lieferten, als ihr Boden bei stärker beanspruchter Arbeitskraft hervorbrachte. Man beschränkte sich auf die Produktion derjenigen Güter, die mit geringerer Mühe und mit größerer Rendite zu erzeugen waren: Die Viehzucht und Milchwirtschaft kamen auf. Eine gewisse politische Abhängigkeit der Bergländer von den Städten knüpfte sich an die Abhängigkeit von den Kornmärkten: Die Sperre diente den Stadtregierungen als politische Gewaltmaßregel in Streitfällen. Man kennt die Anwendung dieser Waffe in der Geschichte Zürichs und der fünf Orte... Ein Beispiel mittelarterlicher Selbstversorgung bietet das Val d'Anniviers, das



Bernischer Kornzehnten-Speicher in Duilier, Kt. Waadt.
1915 durch eine Feuersbrunst zerstört. Auf den geräumigen Schüttböden ließ sich das gewiß schon damals nicht selten etwas feuchte, einheimische Getreide seiner Natur gemäß richtig behandeln.